

Inhalt

Vorwort	8
Ein Koloss am Ende Parallele Entwicklungen	12 29
Das Baltikum auf dem Weg nach Europa	61
Sonderrolle Baltikum	61
Litauen	71
Lettland	85
Estland	98
Von der UdSSR zu neuen Staatenverbänden	109
Russland	123
Weißrussland	149
Ukraine	162
Moldawien	179
Die Kaukasus-Republiken	191
Aserbaidshjan	191
Georgien	203
Armenien	217
Mittelasien: Die »Stan-Länder«	229
Kasachstan	233
Kirgistan	245
Tadschikistan	258
Usbekistan	274
Turkmenistan	286
Nachwort	301
Anhang	307
Anmerkungen	307
Statistische Übersichten	322
Bildnachweis	324
Angaben zu den Autoren	325

Parallele Entwicklungen Vom Sowjetmenschen zu neuen nationalen Identitäten

»Schurkenstaaten?«

»Duschanbe, Aschgabat, Bischkek, Chişinău? Um was handelt es sich? Hauptstädte? Von welchen Ländern denn?« Wenn man als Journalist in der Schweiz lebt und arbeitet und von hier aus ein Vierteljahrhundert postsowjetischer Entwicklung in den früheren Sowjetrepubliken verfolgt, stößt man zwangsläufig auf Unwissenheit und Stereotype über jene 15 Republiken, die einst die Sowjetunion bildeten. Gehören einige der ehemaligen sowjetischen Republiken nicht sogar zu den vom ehemaligen amerikanischen Präsidenten George Bush Senior als »Schurkenstaaten« (»rogue states«) bezeichneten Ländern, die die Stabilität ganzer Regionen untergraben? Die Vorstellungen, die man mancherorts über diese Länder hat, sind kurios bis abwegig.

Zur Zeit des Kalten Krieges konnte man an Universitäten in Ländern vor dem Eisernen Vorhang »Sowjetologie« studieren. Condoleezza Rice, zwischen 2005 und 2009 Außenministerin in der Administration von US-Präsident George W. Bush, war so eine »Sowjetologin«. Auch jetzt haben in den USA Politiker und Diplomaten Gewicht, die sich dieser Schule verbunden fühlen und alte Feindbilder auf das neue Russland übertragen. John McCain, der 2008 die Präsidentschaftswahl gegen Barack Obama verlor, gehört dazu. Für die Russen ist der einflussreiche US-Senator spätestens seit der Ukraine-Krise die Verkörperung der amerikanischen Russlandgegner. Der 2014 zum US-Botschafter in Moskau ernannte John Tefft gilt ebenfalls als Hardliner.

In der alten Bundesrepublik Deutschland gab es im Geschäftsbereich des Bundesinnenministeriums sogar ein »Institut für Sowjetologie«. ¹ Nach 1991 trugen nicht selten »Sowjetologen« mit ihrer unverändert ideologischen Sichtweise von einst dazu bei, dass vor allem Russland, so wie man das aus der Zeit des Kalten Krieges gewohnt war, in schwarzen und weißen Farben

gemalt wurde und differenzierte Betrachtungen nur sehr langsam gewohnten Stereotypen Platz machten.

Wie aus dem Nichts tauchten 1991 die neuen Staaten auf der politischen Weltkarte auf. Ihre »Mutter«, die Sowjetunion, war über lange Zeit so abgeschottet gewesen, dass für viele von uns (vor dem Eisernen Vorhang) die Sowjetunion einfach »russisch« war. Die Vielfalt des Riesenreiches, die sich bei dessen Zerfall 1991 Bahn brach, wurde erst langsam sichtbar. Bis heute sind die meisten der früheren Sowjetrepubliken keine bevorzugten Touristenziele, und es kommt vor, dass sich ausländische Touristen wundern, wenn in Aserbaidschan, Turkmenistan oder Usbekistan kein Russisch gesprochen wird. Vor einiger Zeit standen wir gemeinsam mit zwei Engländern und zwei Tschetschenen im Aufzug eines Moskauer Hotels. Die beiden tschetschenischen Männer, typische Nordkaukasier mit dunklen Augen und schwarzen Haaren, unterhielten sich. Als sie den Fahrstuhl auf ihrer Etage verließen und wir mit den beiden Engländern weiter in die Lobby fuhren, sagten diese zueinander: »Russen sehen doch alle irgendwie gleich aus.«

Die russische Sprache in den früheren Sowjetrepubliken

Die Sowjetunion war ein abgeschottetes Land. So wie die beiden Briten Mühe hatten, Russen und Tschetschenen auseinanderzuhalten, verwirrt die meisten Ausländer, die in den einstigen Sowjetrepubliken unterwegs sind, vor allem die Sprachenvielfalt. Auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion werden über 200 verschiedene Sprachen gesprochen, davon 130 allein in Russland.² Tatsächlich aber verbindet die Länder der früheren Sowjetunion noch immer die russische Sprache, auch wenn deren Einfluss durch die Sprachenpolitik einzelner Staaten deutlich zurückgegangen ist. In der Ukraine und in Weißrussland kann man sich mit Russisch nach wie vor problemlos verständigen, für Russland versteht sich das von selbst. Ohnehin sind die drei slawischen Sprachen Russisch, Weißrussisch und Ukrainisch ähnlich und werden zu einem guten Teil gegenseitig verstanden. Als problematisch erweisen sich deshalb auch politische Vorhaben, Menschen bestimmter Sprachen zu diskriminieren. Solche Versuche befeuern separatistische Stimmungen, wie Anfang 2014 in der Ukraine geschehen. Dort wollte die neue Regierung untersagen, dass Amtsgeschäfte weiterhin auch



Vielvölkerstaat Russland; Nenzen im hohen Norden

in Minderheitensprachen, darunter natürlich in erster Linie Russisch, erledigt werden können. Das Parlament stimmte zu. Nach Protesten im In- und Ausland, darunter auch aus Deutschland, legte der Übergangspräsident das Vorhaben jedoch auf Eis.

Auch in Mittelasien und im Südkaukasus kam es immer wieder zu Sprachkonflikten. Obwohl die Eliten, die dort 1991 die Macht übernahmen, die Titularsprachen teils kaum oder nur unzureichend beherrschen, werteten sie sie im Zuge der Unabhängigkeit und der Nationalstaatsbildung deutlich auf. Sie wurden in den Rang von Staatssprachen erhoben – und das oft in Missachtung der sprachlichen Realität. In den ehemaligen Sowjetrepubliken Georgien, Aserbaidschan, Usbekistan, Tadschikistan und Turkmenistan wird nun, 25 Jahre nach dem Zerfall der Sowjetunion, von der nachwachsenden Generation immer seltener Russisch gesprochen und verstanden. In Armenien, Kasachstan und Kirgistan indes sind Russischkenntnisse weithin verbreitet. Durch die Russifizierungspolitik der Sowjetunion war Russisch bis 1991 in jedem Winkel des Großreiches präsent. Die Alphabetisierung vieler Völker der Sowjetunion in den 1920er und 1930er Jahren erfolgte mittels der russischen Sprache und nicht durch die einzelnen Nationalsprachen.

25 Jahre nach der Unabhängigkeit bietet sich ein sehr buntes Bild. Einerseits führte die Sprachenpolitik der neuen Republiken zur Stärkung der eigenen nationalen Identität. Andererseits wanderten Hunderttausende Russen, die zur Sowjetzeit Führungspositionen in Bereichen wie Technik, Kultur, Wissenschaft und Verwaltung besetzten, aus diesen Ländern ab und hinterließen intellektuelle Lücken. Hinzu kam, dass die Aufwertung der Titularsprachen andernorts überstürzt und konzeptionslos erfolgte.

Immer dann, wenn wir beim Reisen mit dem Auto, vor allem auf dem Lande im Südkaukasus und in Mittelasien, nach dem Weg fragten – die Abwesenheit von Hinweisschildern ist ein verbindendes Erbe der Sowjetzeit –, haben wir uns vornehmlich an ältere Leute gewandt. Viele Jugendliche in Tadschikistan, Usbekistan oder Aserbaidschan verstehen kein Russisch mehr. Es ist seit Jahrzehnten die erste Generation, die nicht mehr zweisprachig aufgewachsen ist, ein Verlust, der nicht wieder aufzuholen sein wird. Dennoch: Zählt man die in Russland lebenden Russen, die Zweitsprachler und die russische Diaspora zusammen, kommt man weltweit immer noch auf etwa 280 Millionen Russischsprechende.

Luxuskliniken und Medizin für Arme

Zwischen all den Ländern der vormaligen UdSSR gibt es nach wie vor viel Verbindendes, das auf die gemeinsame sowjetische Vergangenheit und auf die russische Kolonialisierung davor zurückzuführen ist. Andererseits könnten in einigen Bereichen die Unterschiede nach 25 Jahren Unabhängigkeit größer kaum sein. Zwischen Erstarrung und moderner Entwicklung klafft eine enorme Lücke. Allein ein Blick auf die Zahl der heutigen Internetnutzer in den Ländern der einstigen Sowjetunion zeigt den enormen Vorsprung, den die baltischen Staaten gewonnen haben. Während in Estland 82 Prozent, in Lettland 76 Prozent und in Litauen 70 Prozent der Einwohner über einen Internetanschluss verfügen, sind es in Tadschikistan 16 Prozent und in Turkmenistan acht Prozent.³ Eng mit der wirtschaftlichen ist die soziale Entwicklung verbunden, die sich unmittelbar auf die Lebenserwartung auswirkt. Sie ist in den baltischen Staaten und im Südkaukasus am höchsten. In Aserbaidschan werden Männer im Durchschnitt 70 Jahre und Frauen 75 Jahre alt. In Est-

land sterben Männer durchschnittlich mit 72 und Frauen mit 82 Jahren. Schlusslicht bildet auch hier Turkmenistan mit einer Lebenserwartung von 60 Jahren bei Männern und 68 Jahren bei Frauen. Auch Russland liegt mit 63 Jahren (Männer) und 75 Jahren (Frauen) auf den hinteren Plätzen.⁴

Gesundheitsvorsorge und die Versorgung im Krankheitsfalle haben sich in den meisten Ländern der ehemaligen Sowjetunion im Vergleich zu früher deutlich verschlechtert. Kostenlose medizinische Versorgung existiert zwar auf dem Papier, aber in der Praxis funktioniert sie schlecht. Natürlich gibt es in Moskau und anderen Großstädten der GUS Kliniken, die selbst im Westen ihresgleichen suchen: Neben dem Empfangstresen in einer Moskauer Luxusklinik zupft eine klassisch ausgebildete Konzertsolistin ihr Instrument. Im Hintergrund plätschert ein beleuchteter Springbrunnen. Würdig auf schweren Teppichen dahinschreitende Assistentinnen begleiten die Patienten nach der Anmeldung in die entsprechende Abteilung. In den Wartebereichen stehen komfortable Ledersessel. Dienstbare Krankenschwestern reichen kühle Getränke. Es gibt Kliniken, die eher den Eindruck von Luxushotels als von Krankenhäusern hinterlassen. Meist ist dort auch die Behandlung erstklassig. Man verfügt über beste Medizintechnik aus dem Westen. Die Wartezeiten sind gering. Der Preis ist exorbitant.

Aber es gibt auch andere Einrichtungen. Wir besuchten unseren Bekannten Alexej. Er lag in einem Krankenhaus im Moskauer Randbezirk Textilschtschiki. Ihm war der Blinddarm entfernt worden. Wer in einem bestimmten Stadtbezirk registriert ist, hat das Recht, sich dort, aber auch nur dort, in einer staatlichen Klinik kostenlos behandeln zu lassen. Als wir zu den streng festgeschriebenen Besuchszeiten bei Alexej eintrafen, herrschte Chaos. Alle Zimmer waren bis auf das letzte Bett belegt, und da die Anzahl nicht ausreichte, hatte man Betten auf den Gängen der Station aufgestellt. Die Bettwäsche stammte aus sowjetischer Zeit, die meisten Kranken hatten aber sowieso nur alte Wolldecken erhalten. Die Verbände waren oft blutig, die Metallbetten rostig. Alexej lag weder auf dem Gang noch in einem der Massensäle, sondern in einem Dreibettzimmer, ein enormer Luxus, der nur dadurch in Anspruch genommen werden kann, dass man auf sein Recht auf kostenlose Behandlung verzichtet und Ärzten und Schwestern Umschläge mit größeren Geldsummen

zusteckt. Ohne Bestechung funktioniert im postsowjetischen Gesundheitssystem nichts. In anderen früheren Ostblockstaaten ist die Situation ähnlich. »Ich gebe den Ärzten jeden Tag einen Tausend-Rubel-Schein«, sagte Alexej, »und zumindest kommt ab und zu eine Schwester vorbei und schaut, wie es mir geht.« Wer nichts bezahlt, hat Pech. Das Essen bringen ohnehin Verwandte, die Küche des Krankenhauses arbeitete nicht. »Draußen auf dem Gang«, so Alexej, »ist gestern nachmittag eine Frau gestorben. Man hat es heute gegen zehn Uhr bemerkt. Das hätte es früher nicht gegeben.« Fast unisono klagen die ehemaligen Sowjetbürger über die verlorengegangene gute und flächendeckende ärztliche Versorgung in der UdSSR, die für das riesige Reich eine wahre Errungenschaft war. Die medizinische Ausbildung und Forschung sowie das Gesundheitssystem in der Sowjetunion konnten sich selbst im internationalen Vergleich sehen lassen.

Nach 1991 ist auf dem Gebiet der einstigen UdSSR nicht nur das Gesundheitswesen zusammengebrochen. Mit der Wissenschafts- und Forschungslandschaft ging es allgemein bergab, genauso mit dem Bildungswesen. Wie in jedem totalitären Staat war es während der Sowjetzeit ideologisch überfrachtet, aber jenseits der Ideologie existierten Strukturen, die eine grundlegende Allgemeinbildung sicherten. Von alledem blieb in den meisten neuen Republiken nicht viel übrig. Die Korruption erreicht auch im Bildungsbereich fast überall Ausmaße, wie sie in der UdSSR unvorstellbar gewesen wären. Je weiter man auf der Landkarte des postsowjetischen Raums nach Süden schaut, umso mehr bestätigt sich dieser Befund.

Der Sowjetmensch und die »kommunistischen Gene«

»Dem Sowjetmenschen geht es zu gut«,⁵ titelte *Die Welt* im Jahre 2001 und bezog die Ostdeutschen gleich mit ein. Ein Autor bescheinigte den Menschen, die einst hinter dem Eisernen Vorhang lebten, »Sklavenmentalität«: »Der Sowjetmensch war zur Eigeninitiative unfähig, er passte sich den vom Staat geschaffenen Rahmenbedingungen an, von dem er vor allem ökonomische Sicherheit erwartete. Für die Loyalität gegenüber dem kommunistischen Regime konnte (...) er ein Leben führen, in dem seine ökonomische Sicherheit von der Eigenleistung weitgehend abgekoppelt war. An diesem Leben hat sich nach dem Umbruch (...) gar nicht so viel geändert.«⁶ Die *Neue Zürcher*

Zeitung schrieb 2010: »Die Sowjetunion ist lange untergegangen, und doch leben ihre inneren Strukturen fort. (...) Der einfache Bürger schimpft, passt sich aber an. – Es gibt ihn nach wie vor, den ›homo sovieticus‹.«⁷

Den Begriff »Homo sovieticus« erfand der russische Schriftsteller, Logiker und Dissident Alexander Sinowjew (1922 – 2006). Sein gleichnamiger Roman, in dem Sinowjew den von kommunistischen Ideologen versprochenen »neuen Menschen« beschreibt und der in der UdSSR nicht veröffentlicht werden durfte, erschien 1978 in deutscher Übersetzung und schließlich 1982 auf Russisch in einem Exilverlag. »Sie haben es tatsächlich geschafft, einen neuen Menschen zu züchten«, so Sinowjew. »Aber was für einen? Eine feige, egoistische, verlogene und initiativlose Kreatur – das Gegenteil des Projekts neuer ›Mensch‹.«⁸

Zu Alexejs Freundeskreis gehören viele Theatermacher, Filmregisseure und Schauspieler, die den Verhältnissen während der Sowjetzeit kritisch gegenüberstanden. Einige von ihnen gehörten zur Dissidentenszene. Früher waren sie alle »Sowky«. Die Russen erdachten die Abkürzung »Sowok« (für Sowjetski tscheloweik – Sowjetmensch), unter der sich all das zusammenfassen ließ, was sie mit ihrem Leben in der Sowjetunion verbanden. Das war für sie nicht nur Negatives. Es war ihre Jugend, und es war der Traum von einem »besseren« Sozialismus.

Dissident und Sowjetmensch. Im Westen, wo der Begriff »kommunistische Gene«⁹ zur Metapher geworden ist, passt diese Paarung nicht in vorgegebene Klischees. Doch sie trifft den Nerv einer ganzen Generation, und sie beschreibt die Empfindungen vieler Angehöriger der einstigen sowjetischen »Intelligenzia«.

Was den Sowjetmenschen bis heute verbindet: Stalin, der »Große Vaterländische Krieg« und Afghanistan

Egal ob Este, Litauer, Russe, Ukrainer, Georgier, Armenier, Usbeke oder Tadschike: Wer in der Sowjetunion aufwuchs, ist trotz unterschiedlichster und oft auch miteinander unvereinbarer sozialer Entwicklung durch viele Bande miteinander verbunden geblieben.

Da ist zum einen die Erinnerung an die Stalin-Zeit. Stalinistischer Terror eliminierte große Teile des eigenen Volkes. Es war unerheblich, ob es sich um Vertreter der alten Gesellschaftselite



Die »Maske der Trauer« in Magadan

oder um Anhänger des Bolschewismus handelte. In den Gefängnissen und Gulags der Sowjetunion starben unter unvorstellbaren Bedingungen Arbeiter, Bauern, Intellektuelle, Soldaten und Offiziere der Roten Armee, bolschewistische Führer und schließlich selbst die treuesten Henker des Systems.

Das Schreckenswort Gulag stand als Abkürzung für Hauptverwaltung der Arbeits- und Erziehungslager der Sowjetunion. Das Gulag-System überzog die Sowjetunion in ihrer ganzen Ausdehnung: vom Polarkreis bis nach Mittelasien und von der Ukraine bis an die Küsten des Pazifik. Mit brutaler Zielstrebigkeit, und ohne vor der Zahl der Opfer zurückzuschrecken, peitschte Stalin Sowjetrußland in die industrielle Moderne.

Als er am 5. März 1953 starb, hinterließ er ein anderes Land. Insgesamt hatten Zwangskollektivierung, Hungerkatastrophen und Polizeiterror zwischen zehn und 20 Millionen Menschen das Leben gekostet.¹⁰ 18 Millionen Menschen hatten die Lager des Gulag durchlaufen. Weitere sechs Millionen waren verbannt worden.¹¹

In Magadan, einem Zentrum des stalinistischen Terrors im Fernen Osten Russlands, erinnert seit 1996 an einem Berghang die »Maske der Trauer«, ein 15 Meter hohes Monument des Bildhauers Ernst Njeiswestnyi, an die Opfer der Stalin'schen Re-

pression. Es gibt nicht viele solcher Mahnmale in Russland, schon gar nicht im Vergleich zu der Unmenge an Lenin-Denkmalern, die man nach wie vor auf den Hauptplätzen fast aller Städte findet. Die Aufarbeitung der Geschichte des Gulag-Systems ist in Russland nach 1991 nur langsam in Gang gekommen. Wie in den meisten anderen Sowjetrepubliken auch, gab es keinen Elitenwechsel, und Verdrängungsmechanismen funktionieren gut. Der Sieg der Sowjetunion im »Großen Vaterländischen Krieg« – die übliche Bezeichnung für den Zweiten Weltkrieg – gehört zu den historischen Ereignissen, aus denen die Sowjetunion Selbstbewusstsein und Patriotismus schöpfte. Heute vereint der 9. Mai, der »Tag des Sieges über den Hitlerfaschismus«, Russland nach wie vor mit anderen vormaligen Sowjetrepubliken, aber nicht mehr mit allen. Für die baltischen Staaten bedeutet der Beginn des Zweiten Weltkrieges den Beginn der sowjetischen Besatzung; der 9. Mai ist in Estland, Lettland und Litauen kein offizieller Feiertag mehr. In Georgien wurde er unter Präsident Micheil Saakaschwili abgeschafft. In Usbekistan heißt der 9. Mai nicht mehr »Tag des Sieges«, sondern »Tag des Gedenkens«. Es gibt keine Militärparade, sondern nur eine Kranzniederlegung, die auch die Opfer des Stalinismus einschließt. In der Ukraine wurde der »Tag des Sieges« 2015 in »Tag des Gedenkens und der Versöhnung« umbenannt und zum ersten Mal in der Nachkriegsgeschichte ohne Parade begangen. Die Haltung von postsowjetischen Staaten zum »Tag des Sieges« ist gleichsam ein Gradmesser ihrer Nähe zu Russland.

Für den Kreml und die meisten Russen ist der »Tag des Sieges« ein Tag eines kollektiven Stolzes und eine Säule des russischen Nationalbewusstseins. Die Siegesparade auf dem Roten Platz zum 70. Jahrestag des Kriegsendes, am 9. Mai 2015, fand vor dem Hintergrund der schwelenden Ukraine-Krise und einer zunehmenden Entfremdung des Westens von Russland und umgekehrt statt. Die einstigen Siegermächte, mit denen die Sowjetunion alliiert war, ließen sich wegen der Situation auf der Krim und in der Ostukraine lediglich auf Botschaferebene vertreten – eine insofern umstrittene Entscheidung angesichts dessen, dass die Sowjetunion mit geschätzten 27 Millionen Toten die Hauptlast des Krieges getragen hat. Russland zelebrierte derweil die größte Militärparade seiner Geschichte und bemühte

viel Heldenpathos. In den Hintergrund tritt dabei zuweilen, dass durch Stalin Millionen eigener Landsleute Repressionen ausgesetzt waren oder ihr Leben lassen mussten. Ausländer, die heute in Wolgograd, dem ehemaligen Stalingrad, das Monument »Mutter Heimat« besuchen, welches die Stadt überragt und an die gefallenen sowjetischen Soldaten in der Schlacht bei Stalingrad erinnert, wundern sich über die Kontinuität der Zurschaustellung sowjetischer Geschichte. Viele Menschen, die in der Sowjetunion groß geworden sind, haben damit kein Problem. Nach wie vor gilt Stalin nicht nur als Diktator, sondern auch als großer Kriegsherr und Modernisierer der UdSSR.

Und das, obwohl man wohl bis heute auf dem Gebiet der einstigen kommunistischen Weltmacht kaum eine Familie trifft, deren Vorfahren nicht in irgendeiner Weise von den Ereignissen dieser Schreckensperiode betroffen waren.

Nicht nur Stalin, sondern auch Hitler erfreut sich in den post-sowjetischen Ländern einer gewissen Popularität. Dies zugegebenermaßen nicht bei der Generation, die den Zweiten Weltkrieg und die Verbrechen der Nationalsozialisten in der UdSSR miterlebt hat, aber bei deren Nachkommen und bei vielen jungen Menschen. Dutzende Male wurde uns gesagt, wie sehr man Hitler bewundere. Egal ob im heutigen Russland, im Kaukasus oder in Mittelasien: Eine Neigung zu autoritären Führungsfiguren ist unverkennbar.

Außer der Erinnerung an die Stalin-Epoche und ihre nachwirkenden Folgen verbindet die Sowjetmenschen ein Ereignis aus der letzten Epoche der Sowjetunion: der Afghanistan-Krieg. Zwischen 1979 und 1989 verloren 12 000 sowjetische Soldaten dort ihr Leben. Oft wurden sie in aller Heimlichkeit beigesetzt.

Im usbekischen Taschkent besuchten wir mehrmals den Städtischen Friedhof Nr. 2. Nach russisch-orthodoxem Brauch sieht man auf den Grabsteinen Bilder der Bestatteten. Auf Hunderten von ihnen schauen wir in die Gesichter blutjunger Männer, manche von ihnen hatten mit 18 Jahren ihr Leben geben müssen. Die Sterbedaten lagen alle in den 1980er Jahren. Die Jungen waren im Kampf gegen die von den USA mit Geld und Waffen ausgestatteten Mudschaheddin, aus denen später die Taliban hervorgingen, gefallen.

Der Feldzug war unpopulär gewesen. »Während des afghanischen Krieges habe ich zum ersten Mal an unseren Massenme-



Ehemaliges Straflager in Perm

dien gezweifelt«, sagte ein Afghanistanveteran. »Nicht nur ich, sondern die meisten Offiziere. Unsere Soldaten starben oder wurden verletzt, und die Zeitungen schrieben, dass wir an den Kampfhandlungen nicht teilnehmen. (...) Es war unmöglich, unseren Soldaten zu erklären, warum wir da waren.«¹² Bei einer Umfrage der populären Moskauer Zeitung *Komsomolskaja Prawda* im Jahr 1989 antworteten 46 Prozent der Befragten, der Krieg sei eine »nationale Schande« gewesen. Nur zehn Prozent antworteten: »Es war unsere internationale Pflicht.«¹³

Als der Regisseur Fjodor Bondartschuk im Jahre 2005 erstmals einen Film in die Kinos brachte, der sich mit dem sowjetischen Krieg in Afghanistan auseinandersetzte, wurde er von Tallinn über Moskau nach Taschkent zum Verkaufsschlager. Die brutalen Bilder in »9 Rota« (»Die neunte Kompanie«) handeln von einer Einheit, die am Hindukusch gegen die Mudschaheddin kämpft. Eine Gruppe junger Freiwilliger wird zunächst mit Drill und Schikanen zu Soldaten ausgebildet und schließlich nach Afghanistan entsandt. Hier erleben die jungen Männer die Grausamkeit eines blutigen Partisanenkrieges. In einer abgelegenen Stellung im Gebirge wird ihr Lager von den Mudschaheddin gestürmt. Verstärkung trifft erst ein, als nur noch ein einzi-

ger Soldat übriggeblieben ist. Der Pilot eines Kampfhubschraubers erzählt dem Überlebenden, dass der Krieg zu Ende sei.

16 Jahre nach dem Kriegsende: Besuch eines Filmtheaters in Uljanowsk, dem einstigen Simbirsk. Simbirsk war 1924 nach seinem berühmtesten Sohn, Wladimir Iljitsch Uljanow (Lenin), benannt worden. Im Kino lief bereits die sechste Woche »9 Rota«. Der Kinosaal war bis auf den letzten Platz ausverkauft. Im Zwischengang saß ein Mann Mitte 40 in einem Rollstuhl. Er hatte keine Beine mehr, und sein rechter Arm war bis zum Ellenbogen amputiert. Nach dem Film erzählte er, dass er bis 1987 als Unteroffizier der Sowjetarmee in Afghanistan im Einsatz gewesen war. Dann sprengte eine Mine sein Militärfahrzeug in die Luft. Drei seiner Kameraden verloren dabei ihr Leben, er wurde zum Krüppel. Es sei das erste Mal, dass er sich diesen Film ansehe, sagte er. Sechs Wochen habe er mit sich gekämpft, dann sei er zum Kino gefahren. Er hasste Afghanistan, doch er wollte sich beweisen, für diesen Film nicht zu schwach zu sein.

Wysozki und Salat »Oliwje«

Neben Stalin und Afghanistan, kommunistischer Ideologie und Krieg, sind die Menschen, die heute in den Nachfolgerepubliken der Sowjetunion leben, aber auch durch Gewohnheiten und Erinnerungen aus den Nischen der Sowjetdiktatur miteinander verbunden geblieben. Von der Ukraine bis nach Kirgistan hört man die gleiche Musik, mag die gleichen Filme, pflegt die gleichen Bräuche und versteht die gleichen Witze, wobei sich die sogenannten Radio-Jerewan-Witze besonderer Beliebtheit erfreuten und erfreuen. Bei ihnen stellen interessierte Bürger einer fiktiven Rundfunkstation in Armenien Fragen, die dann scheinbar kompetent beantwortet werden: »Ist es wahr, dass es ein Wettrennen zwischen Chruschtschow und Kennedy gegeben hat?« Antwort: »Im Prinzip ja. Genosse Chruschtschow belegte einen ehrenvollen zweiten Platz, wohingegen Kennedy Vorletzter wurde.« Oder: »Ist es wahr, dass der Kapitalismus am Abgrund steht? Im Prinzip ja, aber der Sozialismus ist schon einen Schritt weiter!« Die Witze blieben bis heute erhalten, teilweise wurden sie unpolitischer, teilweise setzen sie sich mit neuen Absurditäten in den neuen Republiken auseinander: »Darf man Pilze aus Tschernobyl wieder essen? Im Prinzip ja, aber nur,

wenn die Toilette nicht an die öffentliche Kanalisation angeschlossen ist.«

Aus dem kollektiven Gedächtnis der früheren Sowjetbürger nicht wegzudenken ist der Liedermacher, Regimekritiker, Schauspieler und Dichter Wladimir Wyssozki. Er starb im Sommer 1980 einen frühen und sehr russischen Tod. Jahrelanger, exzessiver Alkoholenuss und die Überanstrengung der Stimme hatten seinem Körper die Kraft genommen. Mit nur 42 Jahren erlag er einer Kehlblutung. Seine Musik ist dagegen legendär geblieben. Wladimir Wyssozki gehörte zum Ensemble des berühmten Moskauer Taganka-Theaters. Wenn er dort auftrat, aber vor allem bei seinen Live-Konzerten, lagen ihm die Menschen zu Füßen. Das Regime hatte Angst vor seinen Liedern. Sie waren kritisch, anklagend und melancholisch zugleich. Aber es war eigenartig, selbst Funktionäre schienen sie zu lieben. Im Taganka-Theater standen Studenten rund um die Uhr, sich gegenseitig ablösend, nach Karten an. Wyssozki galt als einer von ihnen: ein Russe, ein Sowjetmensch und ein kritischer Geist mit unwahrscheinlich viel Seele und Gefühl.

Als er starb, fanden in Moskau gerade die Olympischen Spiele statt. Sie standen durch den Afghanistan-Krieg ohnehin unter einem ungünstigen Stern, die meisten westlichen Länder boykottierten sie. Am liebsten hätten die sowjetischen Behörden Wyssozkis Tod bis zum Ende der Spiele verschwiegen, doch die Nachricht verbreitete sich in der gesamten UdSSR wie ein Lauffeuer. Alexej erinnert sich: »Die Menschen weinten auf den Straßen.« Wyssozkis Beisetzung auf dem Moskauer Wagankower Friedhof geriet zur ersten nicht staatlich genehmigten Großdemonstration. Das Taganka-Theater umgab ein wahres Meer von Blumen, und in den Jahrzehnten, die nach Wyssozkis Tod vergangen sind, hat es vermutlich keinen Tag gegeben, an dem keine Blumen an seinem Grab niedergelegt worden sind.

Früher wurde Wyssozkis Musik beim Plattenverlag »Melodija« verlegt. Die wichtigste Verbreitungsquelle waren aber umständlich angefertigte Kopien von Tonbandmitschnitten seiner Live-Konzerte. Heute, über 35 Jahre nach seinem Tod, kann man seine Musik nach wie vor auf jedem der Tausenden wilden CD-Märkte erwerben, die es in den postsowjetischen Ländern gibt, oder sie aus dem Netz herunterladen. Als 2011 der biografische Film »Spasibo shto schiwoi« (»Danke für mein Leben«)

in die Kinos kam, stand die »Generation Wysozki« an den Kinokassen der früheren Sowjetrepubliken Schlange.

Ein anderer Künstler, Jossif Kobson, auch der »russische Sinatra« genannt, wurde nicht mit regimekritischen, sondern mit patriotischen Liedern berühmt. Er konnte seine Karriere ins neue Russland retten. Wenn er heute, mit über 75 Jahren, schwarzer Perücke und vibrierendem Bass die Weite von »Mütterchen Russland« besingt oder wie seit gefühlten 60 Jahren pünktlich an jedem 9. Mai die heimliche sowjetische und russische Hymne, »Djen Pobedy« (»Tag des Sieges«), intoniert, läuft den Menschen zwischen Kiew und Taschkent ein Schauer über den Rücken, unabhängig davon, wie der »Tag des Sieges« in den jeweiligen Ländern begangen wird. Kobson wurde 1937 im Donbass in der Ostukraine geboren, dem Gebiet, das seit 2014 von Separatisten gehalten wird. Er ist ein überzeugter Anhänger der aktuellen russischen Krim- und Ukraine-Politik, was ihm eine Einreiseperrre in die EU einbrachte. Doch Kobson wird von der älteren Generation in den sowjetischen Nachfolgerepubliken verehrt. Er ist ein Symbol ihrer Kindheit und Jugend. Dass gerade er auf der Sanktionsliste der EU steht, wirkt auf viele daher befremdlich.

Größter Beliebtheit erfreut sich die zur Popdiva gewordene sowjetische Schlagersängerin Alla Pugatschowa. Aber auch sowjetische Stargruppen bzw. Stars wie Yalla (Usbekistan), Pesniary (Weißrussland), Rosa Rymbajewa (Kasachstan) oder Gunesch (Aserbaidschan) füllen noch heute in jedem beliebigen Land der früheren UdSSR die größten Säle.

Regelmäßig zum Neujahrstag flimmert in Riga, St. Petersburg oder Tiflis »Ironiya sudby, ili s legkim parom!« (»Die Ironie des Schicksals oder: Genieße dein Bad!«), eine melancholische Filmkomödie von Eldar Rjasanow aus dem Jahre 1975, über die Fernsehbildschirme. Spätestens hier scheinen alljährlich Balten, Russen, Kaukasier und Mittelasiaten für einen kurzen Moment wieder vereint zu sein. Der Film genießt Kultstatus, seine Handlung aus der Sowjetzeit kennt jedes Kind: Überall in der Sowjetunion ähnelten sich die Plattenbauten, und auch die Anzahl der Kommunisten, nach denen man Straßen benennen konnte, war begrenzt. Die Komödie erzählt die tragikomische Geschichte Jewgenis, der nach Moskau fliegen will, um seiner Freundin Nadja einen Heiratsantrag zu machen.



Ein sowjetisches Urgestein: Der Sänger Jossif Kobson, 2014

Am Vorabend betrinkt er sich mit Freunden, verwechselt den Flug und landet in Leningrad, wo er schließlich in einer Straße, die den gleichen Namen trägt wie die in Moskau, ankommt. Auch das Haus sieht genauso aus wie das, was er kennt. Nur die Frau ist eine andere.

Vereint fühlt man sich in vielen postsowjetischen Staaten auch durch Feiertage, in Traditionen und Gewohnheiten. Am 23. Februar wurde einst offiziell der »Tag der Sowjetarmee« und inoffiziell der »Männertag« gefeiert. Die Sowjetarmee existiert seit 1991 nicht mehr, der »Männertag« ist geblieben. Auch der 8. März, der Internationale Frauentag, hat für die Frauen in den sowjetischen Nachfolgeländern eine besondere Bedeutung und ist viel präsenter als bei uns der Muttertag. Am 8. März ruht die Arbeit. Von Riga bis Taschkent und von St. Petersburg bis Aschgabat werden die Frauen beschenkt. Am 1. Januar, dem Neujahrstag, wird der »Jolka« (Neujahrstanne) als krönende Spitze oft heute noch ein roter Stern aufgesetzt.

Viele Essgewohnheiten haben – nicht immer im Interesse der Gesundheit – die Sowjetunion überlebt. Mayonnaise gehört zu den Grundnahrungsmitteln, und den sowjetischen Salat »Oliwje«, ein kalorienreicher Fleisch-Kartoffel-Salat, kennt vom Polarmeer bis an die afghanische Grenze und vom weißrussischen Brest bis nach Sachalin jeder Bewohner. Die bekannteste und beliebteste

Schokoladenmarke ist für Russen, Ukrainer, Usbeken und Armenier auch nach dem Ende der Sowjetzeit noch »Roter Oktober« (»Krasny Oktjabr«). Borschtsch und Soljanka, populäre Vorsuppen, mag man nicht nur in Russland, sondern überall in der ehemaligen Sowjetunion. In Moskau ist die frühere UdSSR zumindest gastronomisch noch intakt. Hier findet man Restaurants aus allen einstigen Teilrepubliken, wobei die georgische und die usbekische Küche die populärsten sind.

Wer gern im Restaurant isst und dazu Wert auf gute Tischsitten legt, sollte sich bei Reisen im postsowjetischen Raum dennoch ab und zu Enthaltensamkeit auferlegen. Natürlich gibt es heute in allen Großstädten edle Restaurants, die europäischem Standard nicht im Mindesten nachstehen. Aber gerade in den Provinzen, egal ob in Russland, der Ukraine, Weißrussland oder in Moldawien, und egal ob im Südkaukasus oder in Mittelasien, findet man eine Unmenge von »gastronomischen Einrichtungen«, in denen sich eine ganz eigene Kultur durchgesetzt hat. Sänger versuchen, mit Synthesizer und Stimme die obligatorisch laufenden Fernseher zu überstimmen. Kellner servieren mit verschwitzten Hemden zeitgleich kalt gewordene Vor- und Hauptgerichte, und die Kunden lassen es sich gut schmecken, indem sie, die Gabel in der rechten und ein Stück Brot in der linken Hand, ihr Haupt in Richtung Teller neigen und manchmal auch gut hörbar ihre Zufriedenheit zeigen. Wem durch den Besuch der sanitären Anlagen der Appetit nicht verdorben worden ist, bleibt in der Regel nur, die mittlerweile überall recht ordentlichen Biere zu genießen.

»Ein besseres Bier als Wodka gibt es nicht!«, besagt ein Sprichwort. Wodka, davon sind die meisten früheren Sowjetbürger überzeugt, hat heilsame Wirkung. Er hilft nicht nur bei Stimmungstiefs, sondern auch bei Krankheiten. Bei Erkältungen reibt man sich mit Wodka ein. Bei Magenverstimmungen trinkt man ihn mit viel Salz, und ohne Salz trinkt man ihn zur besseren Verdauung oder einfach so. Wodka ist wegen seines noch geringen Preises und der vergleichsweise großen »Wirkung« nach wie vor eines der bevorzugten Getränke auf dem Gebiet der früheren Sowjetunion.

Alexejs Eltern haben vor kurzem in Taschkent einem jungen Straßenhund das Leben gerettet. Als das Tier einmal krank wurde, riefen sie einen Tierarzt. Dessen Rezept war einfach:

Wodka. Ihm wurden die Schnauze aufgehalten und drei Esslöffel eingeflößt. Am nächsten Tag, so der Arzt, sollte man die Prozedur aber nicht wiederholen, dann sei Rotwein angebracht. Dem Tier bekam es gut!

In den muslimisch geprägten Regionen der ehemaligen UdSSR nahm man es mit dem vom Propheten Mohammed verordneten Alkoholverbot lange Zeit nicht allzu ernst. Mit einem befreundeten Imam in Mittelasien tranken wir vor einigen Jahren manchmal Wodka. Wichtig war ihm nur, dass Allah es nicht merkt. Deshalb nannte der gläubige Mann den Wodka »weißen Tee« und schenkte ihn aus einer Teekanne ein. Mit dem wachsenden Einfluss des Islams in Mittelasien nehmen solche Verhaltensweisen ab. Junge Leute trinken nach unseren Beobachtungen weniger Alkohol, dafür nimmt der Drogenkonsum zu.

Entgegen der weitverbreiteten Annahme sind heute aber weder die Russen noch die anderen Völker der GUS Weltmeister im Alkoholverbrauch. Während ein Erwachsener in Deutschland im Jahresdurchschnitt 11,8 Liter und in der Schweiz 10,1 Liter reinen Alkohols zu sich nimmt, sind es in Russland 11,0 Liter. Im postsowjetischen Vergleich liegen die Russen damit hinter Estland mit stolzen 13,8 Litern, Litauen mit 12 Litern und Weißrussland mit 11,2 Liter an vierter Stelle. Ganz am Ende der Statistik finden sich Kasachstan (6,1 Liter), Kirgistan (3,2 Liter), Turkmenistan (2,3 Liter) und Usbekistan (1,6 Liter). Tadschikistan bildet in dieser Hinsicht mit 0,4 Litern Pro-Kopf-Verbrauch das Schlusslicht.¹⁴ Die zunehmende Islamisierung der früheren mittelasiatischen Sowjetrepubliken zeigt ihre Wirkung.

Sowjetnostalgie

Bei einer repräsentativen Umfrage, die das Gallup-Institut 2013 in elf postsowjetischen Staaten durchführte, gaben in Armenien, Aserbaidschan, Georgien, Moldawien, Kasachstan, Kirgistan, Russland, der Ukraine, Tadschikistan, Turkmenistan und Weißrussland die Mehrzahl der Befragten an, dass ihnen aus dem Zusammenbruch der Sowjetunion persönlicher Schaden entstanden sei. Dabei vertraten vor allem ältere Menschen die Meinung, dass der Zusammenbruch der Sowjetunion ihnen Nachteile gebracht habe.¹⁵

Sowjetnostalgie findet man überall. In Georgien, dem der damalige Präsident Micheil Saakaschwili im Jahre 2008 einen